



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Buchwald, Otto: Daudet als Humorist und Satiriker

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Aber wie das alles im einzelnen eingerichtet werden sollte, das ist eine Frage, die, von allen Seiten ernstlich überlegt, leicht zu beantworten sein würde. Daß etwas in dieser Richtung geschehe, ist notwendig. Geht alles in der bisherigen Weise seinen Gang weiter, so wird der Nation mit Ausnahme von wenigen bald das Verständnis für die Bedeutung des klassischen Altertums vollends verloren gehen. Das wäre aber gleichbedeutend mit dem Ende unsrer humanistischen Bildung.

Uralt und namentlich bei uns heimisch ist die Sage von dem Schäfer, der im Besitz der Springwurzel war, und den eine verzauberte Königstochter in einen Berg führte, dessen Inneres ihm die Wurzel erschloß. Da war er so entzückt und geblendet von den Kostbarkeiten, die er dort sah, daß er, soviel er nur konnte, davon zusammenraffte, aber die Springwurzel mitzunehmen vergaß, obgleich ihm die Fee zurief: Vergiß das Beste nicht! Seine Reichtümer brachte er nach Hause, aber den Eingang in das Innere des Berges konnte er nicht wiederfinden.

Wie viele kostbare Schätze uns auch das klassische Altertum schon gebracht hat, wir haben von ihnen keinen dauernden Gewinn, wenn uns das Beste fehlt, der Schlüssel, der es uns und unsern Nachkommen ermöglicht, immer von neuem wieder in das Innere des Berges zu dringen, immer wieder neue Schätze zu heben. Dieses Beste, die Wunderblume, die anzeigt, wo Schätze verborgen sind, das ist die Lebendigerhaltung des Verständnisses und der Begeisterung für die Herrlichkeit des klassischen Altertums. Sie muß gehütet werden, soll uns jenes unverloren bleiben.



## Daudet als Humorist und Satiriker

Von Otto Buchwald



er erste Roman, der Daudets Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausstrug, „Fromont jun. und Risler sen.“, verdankt seinen großen Erfolg außer andern trefflichen Eigenschaften dem bei französischen Erzählern nicht gerade häufig vorkommenden Humor. Besonders gefiel die Figur des verbummelten Schauspielers Delobelle, der sich in seiner schätzbaren Existenz an seinem frühern, nur von seiner Einbildung geschaffenen Ruhm aufrichtet, von der Zukunft noch große Erfolge erwartet, sich von der sauern Arbeit seiner Frau und seiner

Tochter erhalten läßt und von den armen Frauen obenein in dem lächerlichen Wahn, daß er der Kunst nicht entsagen dürfe, sondern weiter kämpfen, d. h. auf ihre Kosten gut leben und faulenzgen müsse, gutmütig unterstützt wird. Diese Bewunderung ist nicht unberechtigt, denn Delobelle ist unstreitig eine wohlgelungene Figur, aber der Charakter ist trotz eigentümlicher Züge in seinen Grundlinien doch nicht originell.

Der ältere Bruder Delobelles ist Mr. Turveydrop in Dickens Roman „Bleakhouse,“ jener geschneigte Tanzmeister, der von den Stundenhonoraren erst seiner Frau, dann seines Sohnes behaglich lebt und nur die eine Aufgabe kennt, stets als ein Muster anständiger Haltung zu erscheinen. Wie er in der Erinnerung an die schmeichelhaften Worte des Prinzregenten, der ihm als das Ideal eines Gentleman erscheint, selbstgefällig schwelgt, so gedenkt Delobelle, so oft es angeht, des goldenen Lorbeerkränzes der Abonnenten von Mençon, und setzt man die Vergleichung fort, so finden sich noch mehr gemeinsame Züge von Eitelkeit, Selbstsucht und sittlicher Haltlosigkeit.

Ich sehe in dieser Ähnlichkeit keinen Grund zum Tadel, wohl aber einen Anlaß, gewisse Partien namentlich in frühern Werken Daudets, die zu deutlich eine Anregung von Dickens verraten, nicht zu überschätzen. So wird ein Kenner des englischen Humoristen schwerlich umhin können, bei der Lektüre des Romans „Der kleine Dingsda“ an Dickens Einfluß zu denken. Kein anderer Romandichter hat mit solcher Vorliebe Kinder und Kinderleben geschildert. Eine große Anzahl seiner Erzählungen beginnt mit dem jugendlichsten Alter des Helden oder der Heldin und schildert ihre weitere Entwicklung. Am berühmtesten ist „David Copperfield,“ besonders interessant noch dadurch, daß Dickens persönliche Erfahrungen hineinverwoben hat. Dasselbe hat Daudet im „Kleinen Dingsda“ gethan, wenn auch seinen Angaben zufolge die eignen Erlebnisse einen beschränktern Teil des Inhalts bilden, als es im David Copperfield der Fall ist.

Wer kann aber die Schilderung des Gymnasiums zu Sarlande, den Fall Boucoyran (vergl. Steersforth-Mell) und andre Partien lesen, ohne lebhaft an Personen und Ereignisse in „David Copperfield“ erinnert zu werden? Allerdings berichtet Daudet in seinem Buche „Dreißig Jahre Paris,“ daß er zu einer Zeit, wo er Dickens noch gar nicht gelesen hatte, mit ihm verglichen worden sei, „lange bevor ein aus England zurückkehrender Freund ihm von der Ähnlichkeit David Copperfields mit dem »Kleinen Dingsda« gesprochen hatte.“ Er führt dann die stellenweise recht auffallende Ähnlichkeit auf eine gewisse Geistesverwandtschaft zurück, auf eine gleiche Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, vor allem auf die ähnliche traurige Jugend.

Ich lasse dahingestellt, ob diese Worte als eine ausreichende Erklärung für die erwähnten und andre Ähnlichkeiten — auch die Schilderung von Dr. Senkins bethlehemitischer Stiftung im „Nabob“ erinnert stark an die Armen-

hausgeschichte im „Oliver Twist“ — angesehen werden können, oder ob nicht vielmehr das von Daudet über Rocheforts Stil gefällte Urteil gilt, daß „es unbewußte Nachahmungen giebt, denen sich niemand entziehen kann.“ Sedenfalls haben derartige Anklänge an berühmte und ältere Werke eines unzweifelhaft größern Schriftstellers immer etwas Bedenkliches, und allen Erklärungsversuchen zum Troste bleibt die Neigung, Vergleiche anzustellen, berechtigt.

Im „Kleinen Dingsda“ beschränkt sich die Ähnlichkeit auf die äußere Anlage; die Ausföhrung ist grundverschieden und reicht in dem französischen Roman nicht im entferntesten an die des englischen heran.

Man vergleiche beispielsweise die Ereignisse in Sarlande, die Daudet eingehend behandelt, mit dem entsprechenden Abschnitt im „Copperfeld“, dem Leben in Salemhouse, und ziehe zur Erweiterung der Parallele etwa noch die Schilderung von Blimbers Anstalt (in Dombey) und von Squeers Institut (in Nicolaus Nickleby) heran. Welch ein Unterschied! Wie anschaulich und lebensvoll weiß Dickens zu schildern! Wie versteht er in dem gleichförmigen, reizlosen und zum Teil so qualvollen Dasein auch die heitern und gemüthlichen Seiten, die sich die Jugend auch hinter Schloß und Riegel zu schaffen weiß, ins rechte Licht zu setzen! Von diesem Reichthum der Erfindung und der Mannigfaltigkeit der Schilderung zeigt Daudet im „Kleinen Dingsda“ nur wenig Spuren. Es fehlt ihm nicht an charakteristischen Zügen, nicht an Humor; aber dieser läßt kalt, und jene vereinigen sich nicht zu einem deutlichen Bilde. Wenn man Dickens Schilderungen gelesen hat, so glaubt man Jahre in jenen Instituten selbst zugebracht zu haben; von Sarlande hat man einmal erzählen hören und aus dem Bericht die Erinnerung an einige besonders eindrucksvolle Ereignisse bewahrt. Daß Dickens jene Zeiten viel eingehender und breiter behandelt, als Daudet, erklärt den Unterschied nicht, wenn auch die Wirkung der abwechslungsreichen, farbenreichen Kleinmalerei nicht unterschätzt werden darf. Der Grund liegt tiefer.

In dem bereits erwähnten Buche „Dreißig Jahre Paris“ erzählt Daudet die Entstehungsgeschichte seines Romans und macht das auffallende Bekenntnis, er wünschte, daß die ersten Seiten seines Romans etwas mehr von dem Duft der Kinderjahre enthielten. Ich glaube nicht, daß der Unterschied zwischen diesen Erinnerungen und Dickens Schilderungen kürzer und treffender hätte ausgedrückt werden können. Jener Schimmer von Zufriedenheit und Glück, mit dem Dickens auch eine armselige Kindheit verklärt, fehlt dem Daudetschen Buche. Es scheint, als ob der französische Dichter jene Quellen, aus denen ein verlassenes und gequältes Kind seine unscheinbaren Freuden, ein mit Not und Demütigungen kämpfender Jüngling Mut zum Leben schöpft, nicht genug gewürdigt hätte. Den Grund dieses Mangels leitet er an einer andern Stelle des erwähnten Buches aus dem Umstande her, daß er bei Abfassung des Romans noch zu jung gewesen sei und jenen Lebensabschnitt nicht aus der

richtigen Entfernung gesehen habe. Sicherlich eine zutreffende Erklärung. Die bitteren Erinnerungen haften noch zu frisch und schmerzlich in seinem Gedächtnis, als daß er sie hätte ruhig und unbefangen durchmustern und auch die heitern Züge in wärmerer Darstellung zur Geltung bringen können. Zwar fehlt es nicht an humoristischen Episoden, aber der Zauber tieferer Empfindung geht ihnen ab, und weil sie nicht vom Herzen kommen, bringen sie auch nicht zum Herzen. Wie ganz anders hat Dickens den leidenvollsten Abschnitt seiner Kinderzeit, jenen Aufenthalt in Warrens Schuhwichsgeschäft — John Forster druckt die eignen Aufzeichnungen des Dichters in Dickens Biographie ab — dichterisch im „Copperfield“ verwertet!

Kann ich aus den angeführten Gründen in diesen zum Teil mit Recht hochgeschätzten Romanen Daudets keinen Beweis eines starken, ursprünglichen Humors finden, so muß ich dagegen dem Humor in den kleinen Erzählungen und Skizzen, die die „Montagsgeschichten,“ die „Provenzalischen Geschichten“ und die „Künstlerehen“ enthalten, meine vollste Bewunderung zollen. Die Belagerung von Berlin, Das Maultier des Papstes, Der Pfarrer von Cucugnan, Das Elixir des ehrwürdigen Paters Gaucher, Ein Sängerpaa, Die Witwe des großen Mannes u. a. sind wahre Kabinetstücke, klein dem Umfang nach und schlichten Inhalts, aber künstlerisch abgerundet und stilistisch vollendet, Schöpfungen eines großen Dichters. Hier finden sich alle Schattirungen des Humors, von der naiven Schalkhaftigkeit bis zu jener feinen Ironie, die sich der Satire nähert, von der rührenden Komik bis zu dem wehmutsvollen Ernst, der das Lächeln im Keim erstickt. Wenn der Modegeschmack, der sich namentlich auf dem Gebiete des Romans so rasch ändert, auch den besten Schöpfungen Daudets verhängnisvoll werden sollte, eine sehr große Zahl jener kleinen Erzählungen und Skizzen wird vermöge ihres poetischen Zaubers ihren Verfasser überdauern und durch ihre Reinheit und Anmut noch spätere Geschlechter erfreuen. Denn die größte Gefahr des Humoristen, das Komische zu übertreiben und in die Karikatur zu verfallen, hat Daudet in diesen humoristischen Genrebildern vermieden.

Aber er ist ihr ebensowenig wie Dickens überall entgangen. Am auffälligsten zeigt sich die Übertreibung im „Tartarin von Tarascon.“ Hier herrscht jener burleske Ton, der es mit den Grenzen der feinen Komik nicht genau nimmt, jene ausgelassene Phantasie, die sich in der Erfindung der Handlung und in der Schilderung einzelner Szenen wenig um die Wahrscheinlichkeit kümmert. Der Held ist ein Südfranzose, dessen Charaktereigentümlichkeiten, Neigung zum Phantastischen, Hang zur Prahlerei und Übertreibung, der Dichter, obwohl selbst ein Südfranzose, in ausgelassenster Weise geißelt. Wie im Inhalt, erinnert das Buch auch im Ton vielfach an unsre Volksbücher, an Till Eulenspiegel, an die Schildbürger, an Münchhausens Abenteuer. Cervantes klassisches Werk hat dem Dichter vorgeschwebt, und in der That ist

der komische Ernst, mit dem die barocksten Dinge erzählt werden, nicht selten von außerordentlicher Wirkung. Aber das Buch besteht aus zwei ihrem Werte nach sehr ungleichen Teilen; der zweite, der die Abenteuer in Afrika enthält, schlägt häufig ins Triviale und Niedrig-Komische um und entbehrt zugleich trotz der fremdländischen Szenerie und der fremdländischen Lebensverhältnisse der Originalität in der Erfindung der Situationen. Der erste dagegen sprudelt von köstlicher Laune und ist reich an jenem phantastischen Humor, den wir in einzelnen Stücken des Aristophanes bewundern. Die Charakteristik des Helden, der halb „Don Quixote, halb Sancho Pansa,“ seine Vaterstadt durch seine Wunderlichkeiten und Abenteuer so berühmt machen sollte, ist so witzig, die Heldenthaten der Mützenjäger, der alte, allen Fährlichkeiten entronnene Hase, der tapfere Kommandant Bravida u. a. sind so frisch und launig geschildert, die Entwicklung der Handlung ist so komisch und natürlich, daß schwerlich ein Leser dem eigentümlichen Reiz dieses Humors gegenüber kühl bleiben wird. Daudet selbst scheint an dieser Schöpfung große Freude gehabt zu haben. Er beschäftigt sich nicht bloß im „Tartarin in den Alpen“ noch einmal mit dem wackeren Tarasconesen, sondern spricht auch in seinem Buch „Dreißig Jahre Paris“ mit Selbstgefühl über diesen von ihm geschaffenen Typus. Aber eine so glückliche Figur Tartarin auch ist, höher noch steht der ebenfalls aus dem Studium des südfranzösischen Charakters hervorgegangene Numa Roumestan in dem gleichnamigen Roman.

Man hat als Original des Helden vielfach Gambaetta angesehen. Daudet selbst stellt die Richtigkeit dieser Annahme in Abrede. Hat der bekannte Staatsmann thatsächlich eine Anzahl ähnlicher Züge aufgewiesen, so erklärt sich das einfach aus seiner Abstammung und ist nur ein Beweis für die Naturwahrheit, mit der Daudet die Charaktereigenschaften des Südfranzosen zum Ausdruck gebracht hat. Zwischen Tartarin und Numa Roumestan besteht übrigens trotz vieler ähnlichen Züge ein großer Unterschied. Tartarin ist vom Dichter als Karikatur gedacht und ausgeführt, Numa ist eine Figur, die er ernst genommen wissen will. Dort überwiegt der Humor, hier die Satire; dort sind die Situationen, in die der Held gerät, phantastischer Art, hier sind es dem realen Leben entlehnte Konflikte, in die sich Numa verwickelt. Abgesehen von der tragikomischen Person des Tambourinspielers Balmajour, der eine gelungene Mischung von bäurischem Prozedentum und künstlerischem Größenwahn ist, tritt der Humor nur ganz beiläufig hervor, die Satire überwiegt. Der Dichter scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, zu zeigen, wie sich der Charakter des Südfranzosen in ernstesten und größten Verhältnissen darstellt. Numa ist der Typus des wortreichen, nach Popularität haschenden und vom Erfolg begünstigten, aber charakter schwachen Helden der Tribüne, der auch in seiner einflußreichen Stellung an den aus seiner Abstammung herzuleitenden Schwächen krankt. Er hätte kühlen Stolz nötig, vorsichtiges Abwägen seiner Worte, vor-

nehme Besonnenheit in allen Handlungen; statt dessen bleibt er ein Kind des Augenblicks, ein Sklave seines Temperaments, ein unbefonnener Gönner Hilfesuchender, der viel verspricht und wenig hält. Die Verlegenheiten, in die ihn seine unbedachten Zusicherungen der Familie Valmajour gegenüber versetzen, sind eine ungemein glückliche Erfindung des Dichters. Wie selbst eine hohe Stellung, wenn ihr Inhaber nicht die für sie erforderlichen politischen und sittlichen Eigenschaften besitzt, die häßlichsten Verlegenheiten und ärgerlichsten Demütigungen mit sich bringen kann, das ist der Kernpunkt dieser politischen Satire, die statt „Numa Roumestan“ auch „Der Südfrenzoise als Staatsmann“ betitelt sein könnte.

Noch schärfer tritt die Satire in dem Roman „Die Könige im Exil“ hervor. Als humoristische Figur kann allenfalls noch der botanisierende Rat Boscovich angesehen werden; aber er nimmt nur eine ganz untergeordnete Stellung in der Anlage des Romans ein, etwa wie eine skizzenhaft behandelte Nebenfigur in einem Lustspiel, und nicht minder episodenhast ist die an die Feindseligkeiten von Hummel und Hahn in Freytags „Verlorener Handschrift“ erinnernde Rivalität zwischen Specht und Tom Lévis. Der wesentliche Inhalt ist eine schneidende Satire gegen das Prätendententum, das Daudet aus unmittelbarer Nähe studiren konnte. Unter veränderten, aber meist leicht erkennbaren Titeln ist die ganze erlauchte Gesellschaft, die, ihrer Throne beraubt, sich in Paris zusammengefunden hat und nun teils im müßigen Genußleben der Seinestadt sich über die verlorne Herrlichkeit zu trösten versucht, teils abenteuerliche Pläne zur Wiedergewinnung der verlorenen Kronen schmiedet, ebenso deutlich als unerbittlich gezeichnet. Die verschiedensten Typen fürstlicher Verbannten sind vertreten, von der stolzen, ihrer hohen Aufgabe sich bewußten Königin von Illyrien an bis zu dem verkommenen, durch Ausschweifungen aller Art seine Fürsten- und Menschenwürde beschimpfenden Prinzen Axel, vulgo Hühnerschwanz genannt. Ebenso reichhaltig und bunt ist der Kreis derer, die aus edeln oder selbstüchtigen Interessen ihr Schicksal mit dem ihrer Gebieter verknüpft haben und nun inmitten einer republikanischen Hauptstadt den Schein ehemaliger Größe durch Fortsetzung der höfischen Etikette und bedeutungslos gewordener Zeremonien wahren helfen.

Die Schärfe der Charakteristik, die lebensvolle Schilderung der Verhältnisse, die Mannigfaltigkeit des Tons von der leisen Ironie bis zum schärfsten Spott, der bunte Wechsel zwischen ernsten, ja tiefergreifenden Szenen und den Bildern eines leichtsinnigen Genußlebens, vor allem der tragische Schluß machen den Roman zu einem bedeutenden Kunstwerk, gegen dessen rein dichterische Vorzüge das Lob, daß er zugleich ein getreues Sittengemälde der Pariser höchsten und hohen Gesellschaft nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs ist, unstreitig zurücktritt.

Weder so interessant hinsichtlich des Stoffes, noch so spannend in der

Führung der Handlung, wie die „Könige im Exil,“ aber noch schärfer in der Satire ist der „Unsterbliche.“ Mir erscheint er als eine weitere Ausführung jener trefflichen, in den „Künstlerehen“ enthaltenen Skizze „Was der Palmenfrack erzählte.“ Gegenstand des Angriffs ist die Pariser Akademie. Während die „Könige im Exil“ der republikanischen Eitelkeit geradezu schmeicheln konnten, mußte dieser Roman das nationale Selbstgefühl arg verletzen. Es gehörte daher kein geringer Mut dazu, ein Institut, dessen Mitglied zu werden das höchste Ziel der Gelehrten und Künstler ist, in so schonungsloser Weise zu geißeln. Alle Stationen, die ein solcher Unsterblicher auf seinem nicht immer dornenlosen Ruhmeswege zurückzulegen hat, die Bewerbungsbefuche, die Intriguen zu seinen Gunsten, die mehr oder minder bedenkliche Mitwirkung der Frauen, die Wahl, die Aufnahme, ja selbst das pomphafte Leichenbegängnis werden uns ausführlich geschildert, oft mit jenem boshaft-ironischen Ernst, der noch mehr zwischen den Zeilen lesen läßt, als er bestimmt ausspricht.

Wie viel jene Übertreibung, die ein wesentlicher Zug der Satire ist, an diesem Zerrbilde mitgearbeitet hat, das dürfte nur der Eingeweihte, der sich nicht mehr durch würdevolle Formen oder äußeren Glanz über die innere Armseligkeit und Leere täuschen läßt, anzugeben imstande sein. Aber gewiß ist, daß Daudet ein so berühmtes, auch im Auslande hoch angesehenes Institut nicht zum Gegenstand einer so bissigen und geradezu vernichtenden Kritik gemacht haben würde, wenn sich ihm nicht mancherlei und zwar recht häßliche Blößen dargeboten hätten. Auch stumpfsinnige Bewunderung und gedankenlose Verherrlichung schleppen sich wie eine ewige Krankheit fort, bis es einmal einem Mutigen, dem der Respekt nicht die Augen blendet, einfällt, die ganze morsche Herrlichkeit in greller Beleuchtung zu zeigen.

Ob Daudets That eine wackere und patriotisch-verdienstliche war, darüber mögen seine Landsleute entscheiden; für uns besitzt der Roman noch einen andern Reiz. Er ist gewissermaßen ein Gegenstück zu Freytags „Verlorener Handschrift.“ Abgesehen von einigen ähnlichen Zügen — die Fälschungen des Magisters Knips und des Buchbinders Sage fallen am meisten auf —, wie viel einfacher und glanzloser, aber auch wie viel gediegener und würdiger stellt sich das Leben des deutschen Gelehrten dar! Freytag ist nicht blind gegen seine Schwächen; Eifersucht, Eitelkeit, Mangel an Kollegialität und andre harmlosere Fehler finden in seinem Buche Berücksichtigung, aber sie sind im Tone jenes wohlwollenden Humors geschildert, der uns überzeugt, daß wir es mit mehr lächerlichen, als verächtlichen Auswüchsen zu thun haben, nirgends mit jener ägenden Schärfe, die nichts ängstlicher meidet, als den Verdacht, daß sie nicht völlig ernst gemeint und berechtigt sei.

Die Stärke Daudets beruht in der Satire, weniger im Humor. So vollendet und reizend auch die oben rühmend hervorgehobenen humoristischen Genrebildchen sein mögen, eigentlich humoristische Typen im großen Stil hat Grenzbotten I 1891

er nur wenige geschaffen, nicht bloß im Vergleich zu der überreichen Fülle bei Dickens, sondern auch wenn man ihn andern weniger bedeutenden Schriftstellern gegenüberstellt. Und die weniger hervortretenden Figuren sind oft skizzenhaft, ohne jene Lebensfülle und plastische Anschaulichkeit, die Dickens auch den untergeordnetsten Personen durch wenige Striche zu geben weiß. Was Daudet aber neben dem Scharfblick für Mängel und Fehler auszeichnet, das ist sein gesundes Empfinden und sein geläuterter Geschmack, die ihn vor einseitiger und krankhafter Auffassung des Lebens schützen. Der Satiriker muß das scharfe Auge des Pessimisten, aber zugleich das hoffnungsfreudige Herz des Optimisten haben. Dieses Lob kommt Daudet zu. Er geißelt zwar Thorheiten und Laster in rücksichtsloser Weise, aber er sieht in dem menschlichen Treiben doch nicht bloß Verworfenheit, Fäulnis und Elend, sondern er gewahrt auch die Blumen, die mitten im Sumpf blühen, und die grünen Matten, die um ihn herum gedeihen. Und mag auch ein Teil seiner Erzählungen tragisch oder gar mit einem Mißklang schließen, das Ganze hinterläßt doch nicht jenen dumpfen Schmerz, jene trostlose Bitterkeit, der jeder Glaube an die göttliche Gerechtigkeit und die Güte der menschlichen Natur abhanden gekommen ist.

Und wie der Inhalt den Dichter, so zeigt die Darstellung den Künstler. Was er uns an Erfahrungen und Lebensanschauungen mitzuteilen hat, das drängt er uns nicht pedantisch und mit jener unerbittlichen Konsequenz auf, die wohl der philosophischen Abhandlung angemessen ist, einem poetischen Werk aber etwas Lehrhaftes, Absichtliches und Frostiges giebt. Auch da, wo er häßliche Szenen schildert, bleibt er sich seiner künstlerischen Aufgabe bewußt. Er scheut sich nicht, den Schmutz Schmutz zu nennen, aber er breitet ihn nicht vor den Augen des Lesers aus in einer Weise, die den Argwohn erregt, daß es der Schriftsteller mit eiguem Behagen thue.

Daudet erzählt in dem mehrfach erwähnten Buche „Dreißig Jahre Paris,“ Zola habe, als Daudets Roman „Fromont jun. und Risler sen.“ in kürzester Zeit eine Auflage nach der andern erlebte, mit einiger Betrübniß gesagt: „Uns andre wird nie jemand kaufen.“ Das hat sich im Laufe der Zeit gewaltig geändert; heute hat Zola seinem Rivalen entschieden den Rang abgelaufen. Aber ich bin überzeugt, daß ein späterer Schriftsteller, der die Zeit nach dem Sturz des zweiten Kaiserreichs zu schildern beabsichtigt, nicht in den lichtlosen und infolge ihrer Einseitigkeit unwahren Schöpfungen Zolas, sondern in den Büchern Daudets die zuverlässigeren Quellen erblicken wird. Und wie die lebensvollen Romane von Dickens, obwohl seit dem Erscheinen der vollendetsten mehr als vier Jahrzehnte verstrichen sind, dem gebildeten Leser noch heute einen Genuß bereiten, wie wenige Dichtungen zeitgenössischer Schriftsteller, so wird auch noch ein späteres Geschlecht jenen durch treffende Satire und frischen Humor ausgezeichneten Büchern Daudets Geschmack abgewinnen.